

Abstracts

I. Bildung, Kommunikation, Wissen und Geschlecht

Die Ontologie des Geschlechts

Ludger Jansen (Institut für Philosophie)

Die angewandte Ontologie ist eine junge Disziplin, die versucht, durch ontologische Strukturierung die computergestützte Speicherung großer Wissensmengen und den Zugriff auf diese zu optimieren. Das Geschlecht, changierend zwischen sex und gender, ist ein paradigmatischer Fall der Überschneidung biologischer und sozialer Aspekte. Der Vortrag wird einige grundlegende ontologische Eigenschaften des Merkmals Geschlecht diskutieren: Wie ist Geschlecht kategorial zu verorten? Ist es eine wesentliche oder eine akzidentelle Eigenschaft? Und wie spielen die Regionalontologien des Sozialen und des Biomedizinischen zusammen?

Ich werde vorstellen wie die Entwickler biomedizinischer Terminologie-Datenbanken (z.B. des National Cancer Insitut Thesaurus) mit der Vielschichtigkeit des Merkmals Geschlecht umgehen und diesen Umgang im Licht der vorangegangenen ontologischen Charakterisierung des Geschlechts evaluieren.

Kognitive Fähigkeiten von Mädchen im zweiten Bildungsjahr des Gymnasiums

Margit Rinck (Institut für Pädagogische Psychologie)

Das Odysseus-Projekt des Institutes für Pädagogische Psychologie Rosa und David Katz an der Universität Rostock unterstützt schulische Konzepte zur Begabungsentwicklung. An einigen Gymnasien in Mecklenburg- Vorpommern hat sich eine produktive Zusammenarbeit in der diagnostischen Bildungsberatung entwickelt. In diesem Beitrag werden ausgewählte Ergebnisse aus den Studienprojekten "Lern- und Begabungsförderung" in den Jahren 2004 bis 2006 vorgestellt. Bei allen Projekten wurde der intellektuelle Entwicklungsstand der Schüler mit dem Kognitiven Fähigkeitstest KFT 4- 12+R (Heller & Perleth, 2000) festgestellt. Dabei werden die Ergebnisse der Mädchen im Vergleich zu denen der Jungen diskutiert. Die Testleistungen der Schüler werden so dargestellt, dass die Anteile der Mädchen und Jungen erkennbar sind, die im verbalen, mathematischen und nonverbalen Leistungsbereichen weitüberdurchschnittliche, gymnasiale und unterdurchschnittliche Ergebnisse erbracht haben. Zusammenfassend werden pädagogische Probleme einer genderspezifischen Förderung von Begabungen diskutiert.

Hochbegabte Mädchen

Helga Joswig (Institut für Pädagogische Psychologie)

In der internationalen Hochbegabtenforschung wurden bezüglich der Geschlechtsspezifität drei Ergebnisse gefunden:

1. Weniger Mädchen als Jungen erreichen extrem hohe IQ-Werte
2. Unter den Kindern, die Spitzenleistungen erbringen, befinden sich mehr Jungen als Mädchen.
3. Mädchen neigen insgesamt dazu, in anderen Bereichen Leistungen zu erbringen als Jungen.

Diese statistisch nachweisbaren Befunde sind auf Benachteiligungen bei der Begabungsidentifizierung und -förderung der Mädchen zurückzuführen. Auch bei Vorstellungen in der Begabungspsychologischen Beratungsstelle 'Odysseus-Projekt' sind Jungen gegenüber Mädchen eindeutig überrepräsentiert. Auch in den Schulversuchen zur Führung von Hochbegabtenförderklassen im Land Mecklenburg-Vorpommern lässt sich dieser Trend bestätigen. Die Unterschiede sind vorwiegend soziokulturell bedingt und lassen sich persönlichkeitspsychologisch durch Geschlechtsrollenstereotype, Attributionsstile und Kontrollüberzeugungen sowie Interessen bei den Mädchen erklären.

II. Historische Aspekte und ästhetische Darstellung von Geschlecht

Frommes Singen – Stichprobenuntersuchung zur Konstruktion musikkulturellen Handelns von Frauen in Personalanhängen von Leichenpredigten des 17. Jahrhunderts Hartmut Möller (Musikwissenschaft - HMT Rostock)

In zusammenfassenden Darstellungen beispielsweise der Musikgeschichte Rostocks bis zum 18. Jh. ist von Frauen nicht die Rede. Dabei sind für das 18. Jh. zahlreiche Dokumente zu weiblichem musikkulturellem Handeln erschlossen. Anders sieht es in den Jahrhunderten zuvor aus. Auch hier werden die Frauen aktiv am musikkulturellen Leben teilgenommen haben (so z.B. auch im Rostocker Liederbuch belegt), doch sind ihnen in den unterschiedlichen Quellengruppen weitgehend nur stumme Statistenrollen zugewiesen. Von Musikerinnen und Sängerinnen, Komponistinnen, Sammlerinnen und Musikdruckerinnen ist aus M-V aus der Frühen Neuzeit bisher nichts bekannt.

In einer Stichprobenuntersuchung wurde die „multidisziplinäre Quellengruppe“ der Personalanhänge zu Leichenpredigten, Ausdruck der barocken Gedächtniskultur, hinsichtlich der Frage nach musikkulturellem Handeln von Frauen untersucht. Von den in riesiger Zahl erhaltenen Leichenpredigten (z.B. UB Greifswald im Bestand der Vita Pomerano(a)rum über 1.200; UB Rostock: 2.000, davon 200 katalogisiert; polnische und baltische Bibliotheken: ca. 100.000) sind überschlagsmäßig ca. 1/3 für Frauen verfasst.

Ausgehend von der exemplarischen Gegenüberstellung einer Leichenpredigt aus bürgerlichem und einer aus adligem Kontext versuche ich zu zeigen, in welchem Maße diese Texte, die aus männlicher Verfassersicht eindeutigen weiblichen Verhaltensnormen für Leben und Sterben transportieren, und wie unterschiedlich sie durch Umfang, Bestandteile etc. die

standesspezifischen Existenzbedingungen und sozialen Markierungsabsichten weitergeben. Das Singen von geistlichen Liedern war selbstverständlicher Teil der Erziehung in der Kindheit, dann als Teil des christlichen Lebenswandels und schließlich im Kontext der Sterbestunde. Hinweise auf weltliches Singen und/oder Instrumentalspiel fehlen dagegen völlig.

**(Un)Gendered Language:
Der Zusammenhang zwischen Sprache und Geschlecht im Englischen
am Beispiel der Personenbezeichnungen
Lucia Kornexl (Institut für Anglistik/Amerikanistik)**

Gegenstand der Untersuchung ist die Frage, inwieweit und auf welche Weise das Englische im Laufe seiner Geschichte die natürliche Differenz zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht im Bereich der Personenbezeichnungen zum Ausdruck gebracht hat. Dabei geht es nicht nur darum, den Stellenwert der Dimension SEXUS innerhalb des Spektrums ausdrucksrelevanter semantischer Kategorien im Bereich der personalen Wortbildung für die einzelnen Sprachperioden möglichst genau zu bestimmen (man vergleiche etwa die relativ häufige Kombination mit der Kategorie AGENS in ein und demselben Ableitungselement), sondern auch nach den Gründen und Konsequenzen für die im Englischen von Anfang an relativ gering entwickelten Möglichkeiten der nominalen Sexusmarkierung zu suchen. So ist die für das Neuenglische (im Gegensatz zum Deutschen) so typische Verwendung von nicht sexusspezifischen personalen Einheitsformen mit männlicher *oder* weiblicher Referenz (*he/she is a teacher*) bereits im Altenglischen angelegt. Dies erscheint umso bemerkenswerter, als eine solche Verwendung unter den Bedingungen eines im wesentlichen noch intakten Genussystems einer Reihe von grammatischen Restriktionen unterworfen war.

**Die ‚mannhaften‘ Tränen der Dido – Skizzen zu den Bedingungen und Möglichkeiten
einer historischen Genderforschung
Solveig Kristina Malatrait (Institut für Romanistik)**

Giovanni Boccaccios Biographie der Dido aus *De mulieribus claris* provoziert moderne Leser in mehrfacher Hinsicht, nicht nur durch ihr Dido-Bild, sondern auch durch ihre exzentrische Struktur, die die Biographie selbst mit einer aggressiven Digression erweitert, in der der Autor die *rinascimentalen* Witwen für ihre mangelnde Keuschheit kritisiert. Die moderne feministische Literaturkritik sieht in dieser Biographie ein misogynies Konstrukt, das nicht nur Dido im Interesse einer überzeitlichen Exemplarität ihrer Weiblichkeit (und ihrer Liebesgeschichte mit Aeneas) beraube, sondern auch durch die berühmte „Witwenschelte“ im metafikionalen Kommentar des Erzählers einen unverhohlenen Versuch mache, den „gefährlichen weiblichen Leser“ zu disziplinieren. Einer solchen ahistorischen Lesart muss jedoch entgegengehalten werden, dass sie ausgerechnet den Verfasser des *Decamerone* zum Frauenfeind macht, ohne auf historische, biographische oder generische Zusammenhänge zu

achten, wie etwa die Situation der Gesellschaft im Trecento oder die Tatsache, dass es sich um ein Spätwerk handelt. Im Sinne einer sich formierenden mediävistischen Genderforschung wird daher nicht nur (und unter Berücksichtigung der Ein-Gender-Hypothese) dem hermeneutischen Problem nachgegangen, das der Text aufwirft, um seine Position im rinascimentalen Diskurs über die Rolle der Frau neu zu bestimmen, sondern die Diskussion bietet auch eine Gelegenheit, Thesen zu den Bedingungen der historischen Genderforschung zur Debatte zu stellen.

III. Literatur und Geschlecht

Pantherfrau, Geschlechtertausch und Suche nach der „anderen Schrift“. Zu literarischen Präsentationsformen des Weiblichen am Beginn der 1970er Jahre

Hella Ehlers (Institut für Germanistik)

Auf der Grundlage von Erfahrungen vor allem in der akademischen Lehre zu Fragen der Repräsentanz der Geschlechter in der Geschichte der deutschen Literatur wird eine Retrospektive auf jene Literatur der frühen 1970er Jahre unternommen, durch in zuvor nicht vorhandener Quantität und mit ästhetischer Innovation weibliche Erfahrungsmuster aus der Perspektive von Frauen eingebracht wurden. Das Schreiben von Frauen über Frauen (und Männer) erfuhr im Kontext der „neuen Frauenbewegung“ am Ausgang der 1960er Jahre eine neue Dimension bzw. war selbst Ausdruck emanzipatorischer Bewegungen. An ausgewählten Beispielen -*Erika Runge, Maxi Wander, Verena Stefan, Jutta Heinrich, Sarah Kirsch, Christa Wolf, Ingeborg Bachmann*- soll skizziert werden, wie sich durch Themenwahl, Muster der Selbst- und Fremdwahrnehmung und durch neue Darstellungsverfahren die literarische Repräsentanz der Frau sowohl in der Literatur wie in der Literaturgeschichtsschreibung wesentlich veränderte.

Ist der Autor Teil des Sexismus, den er in seinem künstlerischen Werk repräsentiert?

Der Fall Martin Amis

Christian Schmitt-Kilb (Institut für Anglistik/Amerikanistik)

In den 80er und 90er Jahren waren die Veröffentlichungen Martin Amis' stets begleitet von vehementen Begeisterungsbekundungen der Fans und ebenso vehementer Kritik derjenigen, die seine Romane nicht nur für schlechte Kunst, sondern aus unterschiedlichen Gründen für regelrecht verwerflich hielten. Ein Stein des Anstoßes der Kritiker war immer wieder der Amis vorgehaltene Sexismus, die misogyne Darstellung von weiblichen Figuren und von Sexualität, die seine Romane prägte. Einen Höhepunkt erreichte die Debatte mit der Nichtberücksichtigung von *London Fields* (1989) für die *shortlist* des prestigeträchtigen Booker Prize. Sofort kursierten Gerüchte, die beiden weiblichen Jurymitglieder hätten Amis' erscheinen auf der Liste aus den genannten Gründen verhindert.

In meinem Beitrag möchte ich am Beispiel von Amis die Frage um das Verhältnis von Text und Welt (nicht nur) im Hinblick auf die Repräsentation von Geschlechterverhältnissen

stellen. Besonders geht es mir dabei um das Problem der Grenzziehung zwischen genderspezifischen, auf den Text an sich konzentrierten Lektüren literarischer Texte und solchen, deren Argumentation auf die außertextuelle "Wirklichkeit" abzielt. Ist eine solche Grenzziehung sinnvoll? Ist sie überhaupt möglich? Dies sind keine neuen Fragen, aber angesichts der Unmöglichkeit, sie ein für allemal zu beantworten, lohnt es immer wieder, sich damit auseinanderzusetzen.

Erstarkende Weiblichkeit – fragile Männlichkeit? Die Darstellung der Geschlechter im britischen Roman der Gegenwart

Beate Rudlof (Institut für Anglistik/Amerikanistik)

Gesellschaftliche Entwicklungen während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wie die Bildungsexpansion und feministische Emanzipationsbewegungen haben zu einem Wandel des Geschlechterverhältnisses in Großbritannien beigetragen. Dies schlägt sich nicht nur in der Repräsentation von Geschlechterrollen in zeitgenössischen bürgerlichen Romanen, sondern auch in der Literatur der Arbeiterklasse der 1980er und 1990er nieder, deren Gegenstand die sozialschwachen Schichten sind. Dabei stellt sich einerseits die Frage, inwieweit sich das geschlechtsspezifische Respektabilitätsideal, das den Verhaltenskodex der arbeitenden Klasse in den Bereichen „Sexualität“, „Familie“ von „Arbeit“ vorgibt, auf den Habitus der Figuren auswirkt und traditionelle Rollenbilder stärkt. Andererseits scheinen die fortschreitende Deindustrialisierung und das Erstarken des Dienstleistungssektors den Entwurf männlicher Figuren, deren Arbeitslosigkeit ihr Männlichkeitsverständnis in Frage stellt, sowie finanziell eigenständiger weiblicher Figuren zu begünstigen. Kehrt sich das traditionelle Geschlechterverhältnis um? In jüngster Vergangenheit jedoch verwischen diese Grenzen – männliche wie weibliche Charaktere bewegen sich zunehmend außerhalb geregelter Arbeitsverhältnisse und einer gesicherten Existenz. Gleichzeitig erschüttern das Aufbrechen konventioneller Familienstrukturen und eine sich wandelnde Sexualmoral das Selbstverständnis der Figuren: schwindet mit der Befreiung aus den engen Grenzen der respektablen Lebensweise über Geschlechterdifferenzen hinweg auch der Halt, den sie bietet und schafft Raum für einen neuen individualisierten, bindingslosen Habitus?

IV. Familie, Arbeit, Altern und Geschlecht

Neuere Autobiographien aus der schottischen Arbeiterklasse: Die Familie als umkämpftes Territorium der Erinnerungen

Gabriele Linke (Institut für Anglistik/Amerikanistik)

In den vergangenen 20 Jahren sind in Schottland zahlreiche autobiographische Texte von Personen, dabei erstaunlich vielen Frauen, aus Arbeiterklasse erschienen. Diese Zunahme an Autobiographien ist z.B. mit der verbesserten Bildungssituation nach dem 2. Weltkrieg, dem Wandel der Lebensbedingungen und dem Bedürfnis nach Bewahrung von Erinnerungen der Arbeiterklasse sowie der Stärkung der schottischen Identität zu erklären. In den

Autobiographien werden gegensätzliche Modelle von Familie entworfen (bzw. erinnert). Väter wie Mütter werden sowohl idealisiert als auch entmythologisiert. Die Zusammenschau einiger Autobiographien zeigt eine Vielfalt familiärer Erfahrungen und Modelle, die stark durch ökonomische Faktoren und kulturelle Traditionen geprägt sind. Positive wie negative Generalisierungen über die Arbeiterfamilie ("traditionell-stark" oder "zerrüttet") werden durch die Autobiographien nicht unterstützt.

Der partnerschaftliche Kontext und die Reproduktion von Geschlechterungleichheit Heike Trappe (Institut für Soziologie und Demographie)

Untersuchungen, die sich den konkreten Formen der Verbindung von Erwerbsarbeit und Familie im Lebensverlauf von Frauen und Männern sowie den damit verbundenen Konsequenzen zuwenden, müssen notwendigerweise Prozesse auf verschiedenen Ebenen berücksichtigen. Sehr häufig beschränken sich derartige Analysen jedoch auf die individuelle Handlungsebene, welche in die jeweiligen gesellschaftlichen Kontexte (z.B. ökonomische und sozialpolitische Rahmenbedingungen) eingebettet wird. Der konkrete partnerschaftliche Kontext, innerhalb dessen wesentliche Entscheidungen im Hinblick auf die Lebensbereiche Erwerbsarbeit und Familie getroffen werden, gerät jedoch häufig aus dem Blick. Vor diesem Hintergrund können Resultate von Entscheidungsprozessen nicht adäquat als Ergebnisse von Aushandlungen, Koordinierungen und Abhängigkeiten verstanden werden. Um die Partnerschaftsperspektive in ihrer Bedeutung für die Reproduktion von Geschlechterungleichheit zu erhellen, möchte ich einige Ergebnisse aus zwei unterschiedlichen Projekten berichten, an denen ich beteiligt bin. Im ersten Projekt geht es um die Entwicklung ökonomischer Beziehungen im Verlauf der ersten Jahre einer Ehe für Frauen und Männer, die in den 1990er Jahren erstmalig geheiratet haben. Derartige Analysen, welche die Dauerhaftigkeit ökonomischer Unter- bzw. Überlegenheit ins Zentrum stellen, wurden für Deutschland bislang nicht durchgeführt. Im zweiten Projekt nähern wir uns der Frage, ob sich in den jüngeren Generationen eine gerechtere Aufteilung von unbezahlter Arbeit innerhalb des Haushalts zwischen Frauen und Männern abzeichnet und wie es sich insbesondere mit der Aufteilung von Elternaufgaben verhält

Geschlechterunterschiede in der Sterblichkeit: biologische versus nicht-biologische Ursachen

Marc Luy (Institut für Soziologie und Demographie)

Die unterschiedliche Lebenserwartung von Frauen und Männern gehört zu den am weitesten bekannten demographischen Phänomenen. Dies ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass die Geschlechterunterschiede in der Lebensdauer außerordentlich groß sind. In Deutschland beträgt dieser Unterschied gegenwärtig immerhin ganze sechs Lebensjahre. Generell wird die längere Lebenserwartung der Frauen durch das Zusammenspiel vieler verschiedener Faktoren hervorgerufen. Diese lassen sich grob in zwei wesentliche Kategorien unterteilen, nämlich in die biologischen und die nicht-biologischen Faktoren. Gerade beim zweiten

Ursachenkomplex spielt der Gender-Kontext eine große Rolle. Bezüglich der Frage, welchen Anteil der Gesamtdifferenz diese beiden Ursachenkategorien einnehmen, tappt die Wissenschaft jedoch nach wie vor im Dunkeln. Neue Erkenntnisse wurden jüngst durch zwei verschiedene Forschungsprojekte gewonnen, die bei diesem Vortrag vorgestellt werden sollen: eine vergleichende Analyse der Lebenserwartung von Kloster- und Allgemeinbevölkerung zur Abschätzung der biologischen Komponente und eine Studie zum Einfluss von Verhaltensweisen und Lebensstilen auf die Mortalitätsdifferenzen der Geschlechter, bei der Erkenntnisse über die nicht-biologischen Faktoren gewonnen wurden bzw. im Fortgang der Studie weiter gewonnen werden sollen.

V. Politik, Recht und Geschlecht

Familienpolitik als Gleichstellungspolitik? Geburtenentwicklung und wohlfahrtsstaatliche Politik in Europa

Gerda Neyer (Max-Planck-Institut – Rostock)

Geburtenrückgang und anhaltend niedrige Fertilität in Europa haben in fast allen europäischen Ländern zu einem Wiedererstarken bevölkerungspolitischer Diskurse geführt. Sowohl auf EU- als auch auf nationaler Ebene werden politische Maßnahmen gefordert, die den demografischen Entwicklungen entgegensteuern. Viele Länder haben familienpolitische Initiativen gesetzt, die das Fertilitätsverhalten beeinflussen sollen. Zugleich stellen diese direkt oder indirekt auch auf Veränderungen des Geschlechterarrangements in Familien ab. Daraus ergeben sich zwei Fragen: Können familienpolitische Maßnahmen die Geburtenentwicklung tatsächlich beeinflussen? Sind familienpolitische Maßnahmen ein geeignetes Instrument zur Veränderung von Geschlechterverhältnissen? Im geplanten Beitrag werden diese beiden Fragen aus feministischer Perspektive anhand empirischer Beispiele aus der demografischen Forschung erläutert werden.

Demographischer Wandel, Neugestaltung von Wohlfahrtsstaatlichkeit und Geschlechterverhältnisse im europäischen Vergleich

Heike Kahlert (Institut für Soziologie und Demographie)

Europa droht in seiner Bevölkerung zu schrumpfen und zu altern und sieht sich zugleich aufgefordert, die Migrationsprozesse aus so genannten Drittländern politisch strikt zu regulieren. Nur selten werden diese Fragen der Bevölkerungsentwicklung bisher systematisch mit dem ebenfalls stattfindenden Umbau der westlichen Wohlfahrtsstaaten verbunden: Das fordristische Modell des Wohlfahrtsstaats scheint an seine Grenzen gestoßen zu sein und sozialpolitische Reformen zu erfordern. Diese werden zumeist, unter Berücksichtigung der nationalspezifischen, pfadabhängigen Besonderheiten, im Namen einer »sozialinvestiven« Ausrichtung durchgeführt, bei der der Wohlfahrtsstaat so weit wie möglich in das Humankapital investieren und auf positiver individueller wie sozialer Wohlfahrt aufbauen soll. Dabei geht der Umbau des Wohlfahrtsstaats mit dem politisch geförderten Wandel des

wohlfahrtsstaatlichen Leitbilds des »male breadwinner/female homemaker«, des Ernährermodells, zum »adult worker model«, dem Zwei-Verdiener-Modell, einher. Infrage steht zudem, mehr denn je und verbunden mit dem Wandel in den Geschlechterverhältnissen, auch die Frage von Zugehörigkeit zu den nach wie vor nationalstaatlich organisierten europäischen Wohlfahrtsgesellschaften.

Die systematische Verknüpfung der drei skizzierten Entwicklungstrends – demographischer Wandel, Neugestaltung von Wohlfahrtsstaatlichkeit, Wandel der Geschlechterverhältnisse – ist ein Desiderat der international vergleichenden sozialwissenschaftlichen und -politischen Forschung. Hier setzt der geplante Beitrag an: Ziel ist die Präsentation eines Forschungskonzepts, in dem die Analyse der drei genannten Entwicklungstrends systematisch miteinander verknüpft wird. Skizzenhaft vorgestellt werden sollen der institutionenanalytische Rahmen der Forschungen sowie eigene ausgewählte policy-analytische Forschungsergebnisse, etwa zur Ankunft des Pronatalismus in der deutschen Sozialpolitik und zur Umsetzung von gleichstellungspolitischen Konzepten wie Gender Mainstreaming im Public-Profit-Bereich.

Gleiches Recht für alle?

Dorit Raffel (Juristische Fakultät)

Geht die geschlechterspezifische Gleichberechtigung und damit das Anliegen der Frauen unter, wenn der Fokus jetzt mehr auf andere, „speziell“ Benachteiligte gelegt wird? Zu diesen „speziellen“ Benachteiligten können von Altersdiskriminierung Betroffene, wegen (Schwer-) Behinderung, sexueller oder religiöser Ausrichtung oder ethnischer Herkunft Benachteiligte gehören.

Nach einem kurzen Überblick über die die Gleichstellung und Antidiskriminierung betreffenden Richtlinien der EU soll auf die Umsetzung dieser in Deutschland im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz eingegangen werden. Ein Blick über den Tellerrand in einen anderen Mitgliedsstaat der EU und dort vorgenommene Umsetzungen soll den Blick für die Problematik schärfen und Ideen sowie Verständnis für andere Lösungen wecken.

Aus dem deutschen Arbeitsrecht wird die Problematik des Zusammentreffens mehrerer Diskriminierungsgründe angesprochen: Wird durch die Einführung einer Beschwerdestelle zur Antidiskriminierung im Unternehmen die Arbeit der Gleichstellungsbeauftragten in Frage gestellt? Wie soll ein Verfahren beim Vorliegen mehrerer Diskriminierungsgründe, darunter des Geschlechts, ablaufen?

Abschließend soll zur Diskussion gestellt werden, inwieweit es überhaupt „speziellere“ Diskriminierungen als die des Geschlechts gibt und ob und wie der Wind der europäischen Antidiskriminierungspolitik als Chance auf eine Erweiterung des Gender Mainstreaming genutzt werden kann.

Wir sind Kanzlerin – Frauen und Politik
Conchita Hübner-Oberndörfer (Institut für Politikwissenschaften)

Das Argument, dass Frauen von der Politik ausgeschlossen bleiben müssen, weil sie für das Vaterland nicht in den Krieg ziehen können, hatte in Europa noch bis ins 19. Jahrhundert Bestand. Gegen diese Diskriminierung haben Frauen lange gekämpft. Die Fortschritte sind, wenn man die Ausgangssituation betrachtet, beachtlich. Wenn man aber die Situation von Männern und Frauen in Deutschland vergleicht, ist sie nach wie vor unbefriedigend.

Generell gilt, dass sich politisch aktive Frauen also Frauen, die Macht haben wollen in Institutionen bewegen, die männlich geprägt sind. Dazu gehören Parteien ebenso wie Parlamente und Regierungen. Frauen müssen sich an Regeln und Rituale halten, die von Männern aufgestellt wurden und praktiziert werden. Um politisch aufsteigen zu können, müssen Frauen sich daher zunächst an die Männerwelt anpassen, sie ergründen und ihre Spielregeln erlernen. Nur so haben sie eine Chance, selbst Themen zu setzen und Einfluss zu gewinnen.

Nun scheint es, als hätte es einen weiblichen Strategiewechsel gegeben. Frauen gehen nicht mehr den Umweg über Kampagnen oder Überzeugungsarbeit, um für eine gleichberechtigte Teilhabe an der Macht zu kämpfen. Nein, Frauen ergreifen die Macht auf direktem Weg. Zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland steht an der Spitze der Regierung eine Frau. Was macht sie - ein Nicht-Mann - anders? Welche Folgen erwachsen daraus für die Politik und die Gesellschaft? Ist die Bundesrepublik jetzt femininer oder gar feministisch - werden die Männer von der Macht verdrängt?